

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

240 (15.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Wetter und Aberglaube

Vom Aberglauben des Altertums zum Hegenwahn des Mittelalters — Die Gestirne als Wettermacher — Der Mond als Sündenbode — Der hundertjährige Kalender hält die Stellung
Merke! Bauern- und Wetterregeln. Von L. Ehrhardt.

Alle diese Kalender wurden aber übertroffen durch den berühmten hundertjährigen Kalender, der wie die Bibel ein wirkliches Volksbuch wurde. Der Ursprung stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Am 2. Februar 1524 sollte danach eine Sintflut eintreffen. Diese Prophezeiung erregte einen solchen Schrecken, daß man in Frankreich und Deutschland Arden baute oder sich mit Booten vertrieb. Der eigentliche hundertjährige Kalender erschien in Kulmbach im Jahre 1704. Er war verfaßt von Dr. Mauritius Knauer, Abt des Klosters Langheim bei Kulmbach. Nun waren die Rünche, eine Wettervorhersage auf lange Zeit zu haben, restlos erfüllt. Jetzt hatte man eine Wettervorhersage für das ganze Leben. Man einmal im Zweifel, so hatte man sich seinen „hundertjährigen“, der sagte im Gegenstand zu den früheren Kalendern fürs, klar und leicht verständlich das Wetter für jeden einzelnen Tag voraus, und zwar mit felsenfester Bestimmtheit. Die Möglichkeit eines Irrtums war nirgends erwähnt. Auch der Hundsterrum erlebte unzählige Auflagen bis zur Gegenwart. Es soll auch heute noch Bauern geben, die daran glauben und sich danach richten. Man kann sie nur bedauern. Welch vermessenes, ungläubig naives Unterfangen dieser hundertjährige Kalender bedeutet, erhellt wohl allein schon aus der Tatsache, daß es selbst heute noch nicht möglich ist, das Wetter auch nur für einen einzigen Tag mit vollkommener Bestimmtheit vorauszusagen, trotzdem uns doch alle Mittel moderner Forschung und wissenschaftlicher Erkenntnis zur Verfügung stehen. Allerhöchstens ist eine Wettervorhersage bis zu einer Woche möglich (aber sehr unbestimmt), wenn ein Witterungsstand schon längere Zeit andauert. — Ein weiterer Grundlegendes Irrtum des hundertjährigen Kalenders (wie übrigens auch der anderen Kalender um.) ist, daß er die richtige Lage überhaupt nicht berücksichtigt. Er gibt für alle Orte, ob sie mitten im Land oder am Meer, im Gebirge oder im Tiefland liegen, das gleiche Wetter an.

Manch oberflächliche Vorstellung enthalten auch die sogenannten Bauern- und Volkswetterregeln. Drei Gruppen sind zu unterscheiden unter den sehr zahlreichen Regeln, die der Volksmund meist in Versform geprägt hat.

Zunächst solche Regeln, die lediglich allgemein bekannte Beobachtungen und Erfahrungen wiedergeben. Zum Beispiel:

Selten ist der Mai so gut,
Er bringt dem Bau noch einen Hut.
Hiermit sind die Eisheiligen, d. h. die Kästerfälle im Mai gemeint.

Oder: Herrsanzst, Aprilwetter — Frauenlieb und Rosenblätter — Wirtel- und auch Kartenpiel — wenden sich, wer's glauben will.

Die zweite Gruppe enthält die Regeln, die das Wetter voraussetzen wollen. Man kann hier wieder unterscheiden zwischen Voraussetzungen für die nächsten Stunden oder den nächsten Tag und Voraussetzungen für längere Zeit.

Die Voraussetzungen für kürzere Dauer enthalten mitunter manches Richtige. So zum Beispiel:

„Wenn die Kälte im Winter findet — alsbald man Schneee empfindet — es seien denn dunkle Wolken dabei — so lag, daß es ein Regen sei.“

Die Wettervorhersagen für längere Dauer geben zum Teil von der auch heute noch verbreiteten irrtümlichen Auffassung aus, daß zwei aufeinanderfolgende Jahreszeiten sich zum Durchschnitt ausgleichen. Zum Beispiel:

„Grüne Weihnachten, weiße Ostern“ (warmer Winter, kalter Vorfrühling).

Oder:
„Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise stehen, so müssen sie um Weihnachten im Kote gehen.“ (Auf kalten Herbst folgt ein warmer Winter.)

So unmittelbar folgt der Wetterausgleich nicht, es gibt wohl einen Ausgleich, er erstreckt sich aber über eine lange Reihe von Jahren.

Ganz sinnlos sind die Voraussetzungen, die von einem bestimmten Tag auf eine längere Zeit oder gar auf das ganze Jahr schließen. Bekannt ist an diesem Tage regnet, soll es sieben Wochen regnen. Wenn es an diesem Tage regnet, soll es sieben Wochen regnen. Auf einem ähnlichen Aberglauben beruht die folgende Regel:

„Scheint die Sonne am St. Urbans-Tage (Anfang Mai), so wird der Wein gut, als ich dir sag.“

Die dritte Gruppe von Bauernregeln ist lediglich Ichnerschaft. Zum Beispiel:

„Lent im Juli Kuckucksgesicht, ist das halbe Jahr vorbei.“

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Bauernwetterregeln heute einen praktischen Wert nicht mehr haben, da sie auch, soweit sie Richtiges bringen, hierin von unierten neuen Erkenntnissen überholt sind.

Zu allen Zeiten haben die Menschen auch versucht, auf die Wetterabhaltung selbst einzuwirken. Hierbei gehört zunächst das Wetter zu den Wölfen, um die Dämonen zu vertreiben. In späteren Jahrhunderten wurden hunde Schiffe abgegeben. Man nahm an, daß die dadurch hervorgerufene Erschütterung der Luft der Bildung von Hagelwolken entgegenwirke. Versuche dieser Art fanden in größerem Umfang in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Steiermark statt. Sie verliefen, wie zu erwarten war, völlig ergebnislos. Kein Wunder bei den ungeborenen Kräften, die bei der Bildung von Hagelwolken auftreten.

Die entgegengesetzte, auch schon sehr alte Ansicht, vertrat der Amerikaner Powers 1890 in einem Buch „Der Krieg und das Wetter“. Er war der Ansicht, daß der Regen gerade durch starke Pulverexplosionen herbeigeführt werden könne. Große Mittel zu Versuchen wurden bewilligt. Sie blieben allerdings ohne Ergebnis. Der beste Gegenbeweis war jedoch die Wirkung der Trommelfeuer des Weltkrieges, die trotz ihrer starken Zerstörerwirkung, ihrer Explosionskraft und Rauchentwicklung das Wetter in keiner Weise beeinflussten.

Ein gleichfalls schon im Altertum verbreiteter Gedanke war, daß große Brände Regen erzeugen würden, während Volta annahm, daß durch den Rauch die Gemittertätigkeit nachlasse. Auch für diese Behauptungen haben sich Beweise nicht erbringen lassen.

Versuche, Staubeiseln in die Luft zu schießen, um den darin schwebenden Wasserdampf zur Kondensation (Wolkenbildung) zu veranlassen, mißlang, da zur Kondensation vor allem Abkühlung gehört. Der neuerdings aufgetauchte holländische Regenmacher will daher dadurch Regen erzeugen, daß er pulverisiertes Eis durch Flugzeuge ausstreut. Hierdurch soll Abkühlung, später Kondensation erreicht werden. Soll diese Methode irgendwie Aussicht auf praktischen Erfolg haben, so muß sie vor allem dafür sorgen, daß genügend Mengen von Niederschlägen erzeugt werden.

Einem alten Aberglauben liegt auch noch das Wetterräten zugrunde. Den Gloden wurden nachgesagt, daß sie die „Wolke bräuen“. Kam ein Unwetter, so klüffeten die Gloden der gesamten Umgegend. Mancher Küster mußte diesen Aberglauben mit dem Leben bezahlen, da der Blitz häufig gerade Kirchtürme und Gloden ausludte. Die Gemitter wurden jedenfalls durch das Räuten nicht beeinflusst.

Im ganzen sind die menschlichen Einwirkungsmöglichkeiten auf das Wetter heute noch denkbar gering. Das schließt natürlich nicht aus, daß in nicht allzu ferner Zukunft neue Möglichkeiten geschaffen werden. So ist vor allem für den Luftverkehr dringend erforderlich die Möglichkeit, Nebel aufzulösen, insbesondere an Landebahnen. Vielleicht wird man auch später einmal Hagel verhindern und Regen erzeugen können.

Während des letzten Jahrhunderts bis zur Gegenwart hat sich die junge meteorologische Wissenschaft ständig weiter entwickelt. Diese Entwicklung ist noch lange nicht abgeschlossen. Viele der wichtigsten Erkenntnisse sind erst in den letzten Jahren gewonnen worden. Der Kampf des Aberglaubens, der zwei Jahrtausende fortgedauert, ist endlich gebrochen. Nichts ist aber falscher, als deswegen überheblich zu werden. Was von allem menschlichen Wissen zu sagen ist, das gilt auch für unser Wissen vom Wetter. Es ist noch Stückwerk. Vieles scheint heute noch unergründliches Geheimnis. So vor allem die großen Zusammenhänge des Wetter- und Erdgeschehens, die das Eingeleitete verurlichen, das leichter zu beobachten und wissenschaftlich zu erfassen ist.

Eines steht heute jedenfalls als unumstößliche wissenschaftliche Wahrheit fest: Unsere Wettervorgänge werden nahezu restlos von der Sonne hervorgerufen. Alles Geheißene, alles Blühen und Gedeihen ist nur möglich, weil unaufhörlich ihre Energeten uns zu strömen. Sie läßt den blauen Himmel uns leuchten, sie läßt die Wolken brauen, sie läßt die Wogen dröben. Sie läßt das Meer sich heben, sie läßt uns leben. Sie läßt uns die Wärme, sie läßt uns das Leben. Unaufhörlich? Ohne Erbe? Auch der strahlende Sonne Ende wird ein kommen. Und der blaue Himmel wird nicht mehr leuchten, er wird untergehen in Nacht und Tod.

Und der Mensch? Vielleicht hat er im Laufe von Jahrtausenden neue Energien, neue Mittel gefunden, zu leben, körperlich zu leben, auch wenn diese Kräfte ihn umfängen läßt. Vielleicht auch wird wahr, was der Glaube aller menschlichen Religionen uns verheißt: der Körper wird sterben, der Geist wird bleiben wie kein Schöpfer. — Und so würde sich dann die Kette schließen von Dämonen des Urmenischen zum Geiste des Menschen selbst, der die Materie befreit hat und aufgegangen ist im All.

Waden von Kaffee in Brasilien. Von den kaffeeproduzierenden Ländern bringt Brasilien die weitaus größte Jahresernte herbei. Die den Verbrauch der ganzen Welt bedecken könnte. In die Rekordperiode 1927/28 in Höhe von 25 Millionen Sack zu je 120 Pfund überstieg den Weltkonsum um 10 Millionen Sack. 66 Prozent der brasilianischen Ernte wachsen im Staate Sao Paulo. In ganz Brasilien liegen auf einer Fläche von 1 468 000 Hektar über zwei Milliarden Kaffeebäume. Der vorjährige „Kaffeeboom“ Francisco Schmidt, ein geborener Deutscher, nannte 50 Plantagen mit 15 Millionen Kaffeebäumen sein eigen. Die bedeutendste Kaffeefabrik der Welt ist die Hamburger Firma Theodor Wolff & Co., die jährlich 1 1/2 Millionen Sack Kaffee einführt. Sie ist Vertreterin der Hamburg-Süd in den brasilianischen Städten Rio de Janeiro, Sao Paulo, Santos und Victoria. Santos ist als Kaffeehafen des Staates Sao Paulo der bedeutendste Kaffeehafen der Welt, an dessen Verbesserung ständig gearbeitet wird. Als eine erhebliche Verbesserung in der Aufbereitung der Kaffee die Einführung des laufenden Bandes zum Transport der Kaffeekörner aus den Schwuppen in die Schiffe zu bezeichnen. Früher wurden die Kaffeekörner in ihren wertvollen Anhalt bei der Uebernahme mit Kränen oder Seilwinden nicht zu beschädigen. In Santos durch Arbeiter an Bord getragen und es war immer ein eigenartiges Bild, wenn man die endlose Reihe von Kaffeekränen im Gange sah, die auf den Schiffen liefen. Wie auf so vielen Gebieten, hat auch hier die Technik die menschliche Arbeitskraft verdrängt und eine große Zahl von Arbeitern überflüssig gemacht. Durch runde Öffnungen im Boden der Speicher gelangen die Kaffeekörner auf laufende Bänder, die elektrisch betrieben, in dauernder Bewegung sind und die Säcke mit den aromatischen Bohnen an die Bänder der Schiffe schaffen. Wenn das laufende Band gleichzeitig an mehreren Stellen des Schiffes in Tätigkeit ist, so wird sich das Beladen eines Kaffeeschiffes in kürzester Zeit ab-

Provenzalischer Stierkampf

Von Josef Eberle

Was will er bloß mit dem Stod? fragt Vollo. Er kann ihn doch mit dem Steden da nicht umbringen. Umbringen, nein das soll er auch nicht. Er soll ihm mit dem „Sombol“ so heißt man den Stod, der in den provenzalischen Stierkämpfen den Gegen-eriken muß, eine farbige Bandschleife einstecken, und zwar genau an der Stelle, wo in Spanien die kämpfende Klinge eindringen muß.

Noch immer leben sich die beiden Gegner gegenüber. Vico beobachtet seinen Partner scharf. Ist er wirklich müde? oder heimlich? Mit tief gelentem Kopf sieht er vor ihm und scharrt im Sand. Selbst als im Vico das rote Tuch unter die Nase hält, schielt nur böse. Was folgt, ist kaum genau zu sehen: Viffieren, sich auf den Toro werfen, aufstehen, zur Seite springen ist eins! Bunt flattert jetzt eine Seidenfahne auf dem Rückgrat des Stiers. Manuel Vico hat die kleine Stelle aufs erste Mal getroffen. Man ist begeistert von seiner Kunst. Als er sich gar fünf Schritte vor dem abgedehnten Tier auf ein Knie niederläßt und dem Befestigen die offene Hand entgegenbebt, halb beschwörend, halb grühnd bricht die Plaza in hellen Jubel aus.

Schwitzend und lachend und mit beiden Armen den Beifall einnehmend, läuft er nachher um die Arena. Und keiner sieht mehr, daß Manuel Vico aus Valencia schielt und einen Bauch hat und ärmlich angesetzt ist. Er gefällt, denn er hat Mut bewiesen, und das ist die erste Tugend, die ein Mann besitzen soll.

Und der Toro? Willig ließ er sich von den Sinnobertoren in das Tor hineintreiben, aus dem er vor zwanzig Minuten in die Sonne gestrahlt war. Abgekämpft und befeet trädte er hinein, die Bandkerlaffen im Nacken, die bei jedem seiner Schritte hin- und her-schwankten.

Schade, sagte Vollo, schade, daß es kein Dezen war. Wirklich schade, ich war keine aenus, es nur zu denken. In der Hitze des Gefechts hatten wir die andere, reale, faum bemerkt. Setzt in der Pause, da die Spannung sich lösterte und löste, war sie wieder da, die Sonne der Provence. Kitzelnd lief uns der Schwanz am Rücken entlang, die Beine waren von dem unheimlichen Stien einerschlagen, das leuchtende Band klebte einem widerlich am Leib und im Hals freigte abscheulich der Durst. Sieh jetzt an der Place des Catalanes in den feinen Silberand strecken und vom kühlen blauen Meer und der frischen Brise, die von Chateau d'Z herüberweht, beipillen lassen können!

Aber schon hatte uns die Arena wieder. Zehn, zwanzig junge Leute, meist Seelente und Hafenarbeiter ihren blauen Leinenanzügen nach, standen auf dem Sand herum. Fast alle hatten sie leichte Bock- oder Leinwandhüte an. Einer war dabei, ein Klobier schwarzer Ketz, der konnte vor lauter Kraft faum gehen und drohte mächtig mit seinem Biceps. In seinem Kethemb, den schlotternden Dolan und der schleifenden „Casquette“ sah er aus, wie sich Berliner Filmregisseure einen „Alpachen“ vorstellten. Der achsel Vollo am besten.

„Course de Taureau“ nennen sie das Spiel, das nun beinmen soll, und jeder, der Luft und Hinte Beine hat, kann sich an diesem provenzalischen Sonntagsergnügen beteiligen. Es ist wirklich ein

Kennen, eine Das, barmherzig war als die anderen Corridos, und doch nicht so ungnädig, daß man mit einer empfindlichen Duelle, einem Rippenbruch und blauen Märlen nicht wenigstens rechnen müßte. Der Einzige, dem kein Härlein gekrimmt wird, ist dabei — der Stier.

Die Männer in der Arena stieben völich auseinander: aus dem dunklen Gana heraus kommt in gemächlichem Wadeltrab ein schöner rehrbrauner Jungstier. Gelächter bearüht ihn. Wahrhaftig, ein Kämpfer ist das nicht, das sieht man auf den ersten Blick. Das dicke Lederfütteral, das man ihm über den Dalbmond seiner Hörner gestülpt hat, nimmt seinem Aussehen alles Wilde und Draufgängerische. Auf der breiten Stirn hängt ihm eine rote Kolarde. Kläglich streckt er die Schnauze vor und brüllt „Er hat Angst. Der Lärm, die Sonne, die vielen Menschen, die aufgereagten Kerle um ihn herum — er bearrt nicht, was man von ihm will. Darum macht er gleich wieder kehrt und will hinaus. Da er den Ausgang nicht findet, das Tor ist natürlich so, lüdt er hilflos und verängstigt die ganze Bretterwand entlang.

Dabei veruchen die „Rezeleure“ ihn mit allen Mitteln zum Losgehen zu reizen. Sie klaffen in die Hände, beschimpfen ihn, lansen ihm im Vorbeispringen an Stirn und Hörner. Ein paar haben die Mittel ausgezogen und schwenken sie wie Capas. Der Toro will aber nicht.

Das ist eine Milchkuh, upd kein Toro! Gib acht, gleich wird er Wasser lassen vor lauter Angst. Die Leute sind empört, daß man es wagt, ihnen den Anblick einer solchen „wache“ zu bieten, aber auch gleich wieder veröhnt, als die „wache“ in ihrer Hilflosigkeit unverbessert mit einem Sak über die mannsöse Barrera springt, in der schmalen Gana hinein, in dem viele Zuschauer stehen. Zum hellen Vergnügen aller, die sich auf sicheren Kläben wissen, müssen nun die da unten vor dem Ausbrecher wie Affen über die Planken turnen.

Als man ihn mit Müß und Not und viel Gelächter wieder in die Arena bugariert hat, zeigt er Luft, ein wenig mitzumachen. Die Angst, die Betätigung ja mutig macht, hilft ihm, protest es zu lassen, die Angst überwinden. Jedem, der ihm zu nah vor die schnd wartierten Hörner kommt, rennt er ein paar Meter nach. Verfolgt er aber diesen, so läßt ihm gleich ein anderer in die Quere und lüdt mit gestrecktem Arm die Kolarde abzubreiten. Er weiß bald nicht mehr, wie und was.

Mit entschlossener Miene, die Beine gelpreist, die Arme aufgehoben, als wolle er den anstürmenden Toro darin auffangen, so steht der wilde Mann im Kethemb — im Hintergrund; wenn der Stier sich nur rührt, springt er gleich zur schwebenden Wand hinüber. An wen erinnert mich der bloß? Nichts, an gewisse Politiker meines Vaterlandes. Taktiker heißt man sie, glaub ich.

So ein feiger G'schäftsbüher, sagt Vollo, denn von Politik versteht sie nichts.

Das „Kethemb“ traut sich aber doch ran, von hinten, versteht sich. Heimlich lauernd packt er, als das Tier einmal stillsteht, den Schwanz und zerrt grüniend daran. Der Stier wirft den Kopf in den Nacken, das Rückgrat biegt sich durch, seine Hinterbeine döhren Vöher in den Sand, umlonit, der Keel hinten hängt sich mit seinem ganzen Körpergewicht an den Schwanz.

Eine Gemeinheit ist das. Wir ärgern uns, daß die Leute darüber lachen. Der Toro schnaubt rachsüchtig, angriffsunfähig lenkt er das Horn, wehe, wen er jetzt erwücht! Da — schon hat er einen, selber nicht den Klachten. Gaal, dann muß eben der dafür büßen. Zweimal nimmt er den armen Teufel mit den Hörnern hoch und läßt ihn dann fallen. Wie ein Kolossal plumpst der Körper auf den harten Boden; er rührt sich nicht mehr. Wögen die Abnern, die to-

fort beigesprungen sind, noch so aufgeregt ihre Mittel schwingen, noch so schreien, der Toro läßt sich nicht drausbringen, erst muß er mit dem da fertig sein. Er dozt ihm mit dem Vorderfuß in die Seite, schnupert misstrauisch an ihm herum und, als sich nichts mehr bewegt, schiebt er den Körper mit den Hörnern vor sich her. Endlich läßt er ihn liegen. Bravo Toro, so vorwärts man sich Kelpet!

Er wird doch nicht tot sein! Vollo ängstigt sich; ganz unnötigermie. Kaum ist der Stier weg, steht der „Lote“ wieder auf den Füßen. Doch scheint er selbst nicht daran zu glauben, daß er noch ganz ist, so vorsichtig behaltet er seinen Körper. Diese ängstliche Bewegung zeigt die Leute zum Lachen. Diese ängstliche, mißlässliche, dabei steht ihm der ausgefandene Schreck noch im bleichen Gesicht, und wie er zur Barrera geht, sieht man, daß er binkt.

Die Sehe geht weiter. Noch einmal probiert unter „Kethemb“ mit seinem iramen Trid. Er ist schon ganz nahe, da fährt der Toro unerwartet herum und, weiß der Teufel, wie das ging, brennt hat er ihn. Wie ein Sammelmann sapselt er in der Luft, als der Stier ihn hochwirft. Beim Zurückkommen fällt er, unwillkürlich halt lachend, seinem wilden Gegner mit beiden Armen um den Hals. Eine lebensgefährliche Unarung, die gebühren belacht wird. Man gönnt dem Kaffreimer die Todesangst und auch ihn macht sie mutig: er packt den Stier bei den Hörnern und dreht ihm den Kopf zur Seite. Mit aller Kraft stemmt er sich daneben, sein Gesicht läuft blaurot an, die Muskeln in seinen Armen schwellen an wie Ballons. Vier harte Päufe kommen ihm zu Hilfe. Sie fassen den Schwanz des Stiers und wickeln ihn um einen Strid. Der braune Widder wölbt sich und sucht in verweherten Stößen, aus dem offenen Maul ziehen lange Geiferstrahlen herunter. Die wilde Kraft ist gebändig, der Schmerz macht ihn wehrlos.

Als das „Kethemb“ völich losläßt und zur Seite springt, packt die beiden am Schwanz in den Sand wie Zirkusklonus. Der Toro aber galoppiert in Hut und Angst durch die Arena.

Der wilde Mann im Kethemb ist jetzt gar nicht mehr wild. Vollo tut er einem leid, wie er so mit schlendernden Armen über den Platz schlurft und schlottert und sich mit seiner schmerzigen Georismierung den kalten Schwelch vom Gesicht wischt. Ich glaube, er hört nicht mal den Beifall, der seiner unreimlichen Tapferkeit zill. Da der Stier bei den Hörnern paden, das ist nicht so einfach, wie es sich auspricht, alter Taktiker.

Gedächtnis ihm ganz recht, sagt Vollo, er soll Raten am Schwanz stehen und keinen Toro.

Uebrigens ist mit dem auch nicht mehr viel los. Der Rastlamer ist auch ihm an die Rieren gegangen. Ein paar Mal verlor er sich noch den einen oder anderen zur Barrera, aber seine Stöße werden nichtig mitter. Er hat genug. Er denkt an Stall und durtendel, er — sollen sie Corridos spielen, mit wem sie wollen! So trat er in eine Ecke und legt mit der dunklen Junge den Sand, ein friedliches Kind an der Weide.

Und da geschieht es: in raschem Sprung reißt ihm einer die Farbe von der Stirn. Staks hält er die Tropfen hoch und zeigt dem Volf. Der Toro hebt faum den Kopf, als es das Klatschen der Plaza hört. Er hat gar nicht bemerkt, daß er soeben befeet worden ist.

Jetzt kommen noch vier Stiere dran, zwei mit den Berufs-Tropfen und zwei mit vielen „Raseteurs“. Wollen wir bleßen? Vollo häßt du von der „Barbare“?

Vollo meinte, es gäbe schlimmere bei uns. Und so bleiben wir natürlich.